Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

(44. Fortsetzung)

„Ja, ich gehe mit. Ich hole nur meinen Mantel."

Wie sie erwachen durch die hellen, herrlichen Melodien gewann, kam es Martina einen Augenblick in den Sinn, ob sie nun endgültig Abschied nehmen sollte. Doch schritt Heide so rasch und schwer neben ihr her, kein verständnisvoller Blick, kein heimlich Wort ermöglichte sie bei Gelegenheit.

Da verschwand sie es wieder. Sie kamen an dem Gasthaus vorüber, wo gerade an der Straßenecke Hand, wo man zum Hause Veltens abbog. Dort wurde noch letzte Erfrischung abgehalten, denn die Abendzeit war nahe. Ein Galopp wurde gepfeift, schwebend, überschäumend tönten die Melodien, die über die schwirrenden Saiten wie narrende Schalen dahinhuschten. Sie stürmten und jagten in drängender Hast, in aufpeitschender Lebensfreude dahin.

Die Geigen jauchzten, die Flöten jubilierten, die Weisen klangen und wogten auf und nieder wie Rosenbüsche im Sommer, wenn sie schwer im Abendwind ihre Kronen biegen. Es lag eine so aufstachelnde Lebenslust in den Tanzweisen, daß Georg und Martina stehenblieben und sich lächelnd ansehen. Und beiden kam die Erinnerung an den einzigen Tanz, den sie miteinander getanzt, damals bei dem Fahnenfest in Friedeberg. Doch beider Gedanken blieben nicht bei diesem Tanze stehen. Heide dachte daran, daß er damals nicht mit seiner Frau hatte tanzen wollen — Martina hatte er sich geholt, weil das Ungewöhnliche ihn gereizt, das Verbotene, das schwer zu Erreichende. Er sah noch wie heute den traurigen, enttäuschten Blick Gertas, er fühlte ihn förmlich in seiner Seele brennen. Ja, damals war ein Feiertag gewesen, da hätte er seinen Lebenskameraden an die Hand nehmen, ihm tief in die Augen sehen sollen — vielleicht wäre da Gerta nie von ihm gegangen. Vielleicht hätten seine Jungen noch heute die Mutter.

Nein, der alte Doktor hatte recht. Man muß den Alltag, den grauen, kalten, mit Seelensonntagen unterbrechen. Man muß den häßlichen Vorhang der Sorge, des Hastens beiseite schieben und in das Sonnenland der Liebe und des Sonntagsfriedens eintreten. Dort fallen die Masken der Entfremdung, dort wird man jung und froh.

Heide blickte auf Martina, die mit seligem, heiterem Lächeln und leisem Wiegen des Körpers den Tanzweisen lauschte. Das zeigte, wie jung und neuen Eindrücken empfänglich sie noch war. Sie hatte Ginnord doch geliebt und ihn verloren — vor Wochen war sie beinahe ohnmächtig bei der Nachricht seines Todes geworden. Und heute — wenn man sie ansah — machte sie nicht den Eindruck einer jungen, seligen Braut? Lachten die Lippen nicht so erinnerungsfroh, so genußfähig, als harrten sie in Liebessehnsucht der kommenden Küsse?

Diese letzte Vorstellung berührte ihn unangenehm. Er befand sich in einer so düsteren, unbefriedigten Stimmung, das Leben schien ihm so schwer, so traurig, daß er es am liebsten von sich geworfen hätte. Rauh stieß er hervor:

„Wollen Sie vielleicht hier tanzen, Martina? Es ist schon spät. Und ich bin in Eile."

„Ich komme schon!" lachte Martina. „Verzeihen Sie, daß ich Ihre Angelegenheit vergaß."

Sie schritten nun ganz stumm und rasch dahin und waren bald bei Veltens angelangt.

Die Familie saß wie gewöhnlich im Wohnzimmer. Onkel Fritz war schon dort und zog Martina gleich zu sich auf's Sofa. Heide sagte:

„Lassen Sie sich nicht stören. Ich gehe gleich wieder. Fräulein Martina erzählte mir nur, daß Sie Nachricht von meiner Frau haben. Da der Doktor meint, es stehe schlecht mit Gert, so will ich ihr schreiben. Ich bitte also nur um die Adresse."

Frau Velten erhob sich und sagte freundlich:

„Es wird Sie der ganze Brief interessieren, Herr Direktor. Frau Gerta hat nämlich Glück gehabt, sie hat den Roman verkauft, eine ziemlich große Redaktion hat ihn erworben. Kommen Sie mit mir, hier haben Sie ja doch keine Ruhe zum Lesen."

Heide ging also mit der runden Obermeisterin in das danebenliegende Zimmer und nahm mit leisem Herzklopfen den Brief Gertas in Empfang.

Frau Velten ging zartfühlend hinaus und ließ ihn allein. Er öffnete den Brief und las.

„Dresden, im Oktober.

Meine liebe Frau Velten!

Sie werden erstaunt sein, daß ich nicht mehr in Berlin bin. Doch reiste ich aus dem Grunde nach Dresden, weil hier eine Redaktionsstelle zu vergeben war. Ich erhielt sie leider nicht. Aber ich verfasste hier einen Roman, zwar nicht besonders günstig, doch habe ich wenigstens wieder etwas zum Leben. Sie glauben nicht, wie lief ich schon im Glück war. Alle Scham, alle Qual der Armut, jeden Grad der Verzweiflung kennen lernen. Nur der Gedanke an meine Jungen bewahrte mich vor dem letzten. Sie schrieben mir, warum ich nicht zu meinem Mann zurückkehre. Sie liebe, Gute! Was wissen Sie von der unüberbrückbaren Mauer, die zwischen uns steht! Mein Mann will ja mich nicht! Er ist vielleicht glücklich, daß er frei ist — ich war ihm eine hemmende Last. Er sah nur die Fehler an mir — immer — nie einen Vorzug. Und bei Fremden war es umgekehrt. Da sah er nur Vorzüge. Ich wußte und sah dies alles! Und mein Herz ward voll Bitterkeit und Mißtrauen. Da flüchtete ich mich in meinen Beruf, in eine Arbeit, die all meine überschüssigen Gedanken in Anspruch nahm. Es war schon lange ein Drang, eine unverständliche Sehnsucht in mir.

Aber, liebe Frau Velten, jetzt, wo ich doch mitten im Leben stehe, wo ich dem Ruf in mir gefolgt bin, jetzt erst sehe ich, daß der Ruf falsch war. Die Sehnsucht ist noch immer in mir lebendig und ruft und drängt. Wohin? Wo ist das Glück, das mein Innerstes still macht?

Sie werden mich für überspannt halten, ich muß Ihnen ganz unverständlich sein. Denn Ihr Leben verlief so ruhig, so eben, wie ein Fluß durch Wiesengelände. In Ihrer Ehe gab es keine heimlichen Untiefen, keine Brandungen, kein Aufschäumen. Sie sind eine abgeklärte, abgeschlossene Natur. Das bedeutet Glück für Sie und Ihre Familie.

Ich bleibe nicht mehr lange in Dresden. Bekannte von mir gehen noch vor Weihnachten nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen. Ich werde mich Ihnen anschließen. Ich bitte Sie nur noch um eines: schreiben Sie mir einen langen, ausführlichen Brief, was meine Jungen machen. Haben sie die Mutter schon vergessen? Nur der Gedanke an sie, daß ich sie mir bald holen kann, treibt mich aus der Heimat. Berichten Sie mir von allen Bekannten, auch von meinem Manne und von Martina. Mit Sehnsucht erwarte ich einen Brief. Lassen Sie auch Velten von mir grüßen, und sagen Sie ihm, daß auch meine Flügel verbrannt sind.

Gerta Heide."

Georg Heide las diesen Brief einige Male hintereinander. Kein Zug seines Gesichtes verriet, was er dabei empfand. Wenn ihn jemand heimlich beobachtet hätte, er wäre zu keinem befriedigenden Resultat gekommen.

Er steckte den Brief in seine Manteltasche und ging wieder zu den andern ins Zimmer zurück. Der Musterzeichner saß jetzt neben Martina, sehr nahe, sehr vertraut. Heide sah es, und doch schienen seine Gedanken nichts zu fassen. Nur sein leibliches Auge ruhte auf dem Paar, sein geistiges sah weit, weit in die Vergangenheit zurück.

Der Obermeister sagte:

„Sie wollen doch nicht schon fort? Sie müssen uns doch von Ihrer Reise erzählen" —

„Heute nicht," bat Heide. „Mein Junge ist ganz allein und so krank. Ich gehe noch zu Doktor Weißner. Ich will auch nicht stören. Ich bin heute in keiner erfreulichen Stimmung."

Zerstreut reichte sie ihm die Hand und verließ das Haus. Der Arzt war noch auf. Er nickte, als Heide ihm die Adresse seiner Frau gab.

„Ich telegraphiere lieber. Da kann sie morgen abend hier sein. Ist's Ihnen recht?"

„Ja natürlich. Aber Sie müssen ausdrücklich sagen: nur für ein paar Tage, für die Krankheitszeit. Denn meine Frau hat jetzt einen Roman veröffentlicht — sie wird nicht gern lange gestört sein wollen. Sie wird weiter schreiben wollen."

„Werd's schon machen. Seien Sie unbesorgt —"

Georg Heide befahl Frau Seber am anderen Morgen, bevor er ins Kontor ging, ihn sofort zu rufen, wenn der Doktor Weißner käme. Es war schon gegen zehn Uhr, als die Frau ihn herüberrief. Schweigend reichte ihm der alte Arzt ein Telegramm. Es war die Rückantwort.

Hastig entfaltete Heide es. „Komme gegen zehn Uhr abends in Johannesberg an. Bitte um Wagen.

Gerta Heide."

Das Papier bebte in Heides Hand. Sie kam heute abend. Er würde sie heute noch sehen, sprechen. Wie sie ihm entgegentreten würde? Kalt und feindlich? Oder mit weiblichen Reuetränen? Und mit einem Male kam aller Zorn, alle Enttäuschung über seines Weibes Flucht in ihn zurück. Hart mußte er bleiben, hart und kühl. Sie sollte es

[illegible] aus [illegible] ie sein Haus verlassen [illegible] frei [illegible] gewesen [illegible] wollte er sie, mit [illegible] Alles. Plötzlich, jede Qual und Sehnsucht schwand in ihm. Nur etwas war lebendig: eine unermeßliche Verzagtheit, eine hell flammende Empörung über ihr Unglücklichsein.

„Nun sehen Sie, sie kommt," sagte der alte Arzt befriedigt. „Ich sagte es gleich. Es ist auch die höchste Zeit."

Verächtlich und kalt erwiderte Heide: „Das hat ja nicht jede Mutter. Die eilt zu ihrem Kinde, um es zu retten, wenn es in Gefahr ist."

Dann gab er Anordnungen für die Zimmerlichterungen. Gerta müsste ja dicht bei ihrem Sohne schlafen wollen. Er hatte ihnen das gemeinsame Schlafzimmer zur Verfügung. Doch der Arzt sagte:

„Nein, Gert muß hier bleiben. Das ist das ruhigste Zimmer. Eine Veränderung würde nicht gut tun. Bleiben Sie ruhig in Ihrem Schlafzimmer. Frau Gerta kann hier neben dem Patienten schlafen."

Georg Heide verging der dunkle Herbsttag in Unruhe und seltsamer Beklommenheit. Als die Uhr halb zehn schlug, klopfte Martina an der Tür. „Sie kommen doch mit? Der Wagen steht schon bereit — wir holen Frau Gerta ab."

„Wer? Wieso wir?"

„Nun, Herr Velten, Andre und ich. Sie kommen nicht mit?"

„Nein, ich bleibe hier. Ich kann es erwarten."

Martina sah lächelnd auf Heide, der sich förmlich mit einem Wall von Kälte und Feindseligkeit umgab. Sie dachte: „Er will sich fest machen. Doch Weiberliebe fliegt über die höchsten Mauern. Frau Gerta wird und muß siegen."

Als sie zu Ginnord in den Wagen stieg, sagte sie: „Wie gut, daß er nicht mitkam! Nun können wir Frau Gerta alles sagen. Und ich will sie bitten, daß sie mir verzeihe, ich tat ihr oft weh, ich weiß es. Ich war ein seichtes, schlechtes Menschenkind."

Heide saß in seinem Arbeitszimmer, doch er sah nicht die Bücher mit ihren Zahlen. Er horchte krampfhaft hinaus, und als der Wagen von der Bahn heimkehrte, nahm er sich voll Macht zusammen und ging in das Krankenzimmer. Das war nur matterleuchtet. Die grüne Ampel warf einen gedämpften Lichtkreis in das Zimmer, dessen Ecken traute Dunkelheit füllte.

Hoch aufgerichtet stand er am Bettchen. Und da tat sich leise die Tür auf, und Gerta trat herein. Sie war blaß im Gesicht, das schmal und traurig aussah. Hastig legte sie Hut und Mantel ab und trat zum Bettchen.

Da sah sie Georg stehen, stumm, mit flammenden Augen. Sie sagte leise:

„Du mußt mich schon ein paar Tage dulden, dann gehe ich wieder. Lange werde ich dir wohl nicht zur Last fallen. Ich komme nur zu meinem Jungen."

Sie reichten sich nicht die Hand. Gerta beugte sich lautlos über das ächzende, fiebernde Kind. Ein heißes Schluchzen stieg ihr in der Kehle auf. Sie war daheim — und doch verlassener als draußen in der Welt. Hier stand ihr Mann mit finster abwehrenden Augen. Fürchtete er ihre Bitte um Verzeihung? Hatte er Angst, daß sie für immer bleiben wolle?

Tief senkte sie ihren Kopf auf die mageren, zuckenden Händchen. „Gert," murmelte sie mit versagender Stimme, „mein Junge, mein lieber, kennst du mich? Nun bin ich bei dir — wir sind wieder beisammen — mein Kerlchen, mein armes."

Heide hörte diesen stammelnden Mutterlauten mit heimlicher Rührung zu. Sie nahmen aus seiner Seele etwas Hartes, Böses fort. Leise sagte er zu Gerta:

„Du mußt entschuldigen, daß wir dich aus vielleicht anstrengenden Arbeiten herausrissen. Doch — du siehst ja selbst, wie krank Gert ist. Und da Weißner meint, es könne sehr ernst werden" —

Gerta sah ihn mit ängstlichen, großen Augen an. Und diesmal wandte Georg nicht seinen Blick seitwärts. Sie sahen sich einen Augenblick stumm, fragend, forschend an.

„Er sieht älter und leidend aus," dachte Gerta voll Liebe und Mitleid. Sie hätte gern die Arme um seinen Hals geschlungen und den Kopf fest an seine Brust gedrückt. Doch sie war zu stolz dazu. Nein, er mußte ihr von selbst seine Arme öffnen, er mußte sie fragen, ob sie bei ihm bleiben wolle.

Und Georg dachte:

„Sie sieht viel weicher, ernster und gütiger aus. Sie ist wie die verkörperte Liebe. Schade, daß das nur Trug, Schein ist. So stellte ich mir Charitas vor."

Dann sagte er geschäftsmäßig:

„Du wirst müde sein vom weiten Reisen. Lege dich zur Ruhe nieder. Du wirst hier bei Gert schlafen wollen. Wir stellten daher dein Bett hier auf. Wenn es schlechter mit Gert stehen sollte, so rufe mich. Ich schlafe nebenan."

Er ging in das Schlafzimmer, dessen Tür er hinter sich schloß. Gerta stand einen Augenblick regungslos. Dann blickte sie wie erwachend ringsum.

Daheim! Wieder daheim! Was hat sie nie empfunden, was sie nie gekannt, die Gewalt des Wortes: Daheim! Sie ging zum Bettchen, sah zärtlich über die Kissen, alle zum Kinder und sog mit hochtönenden Augen das schöne Bild in sich ein. Nun sprachen sich der Kranke, verzerrtes Antlitz das gesunde über die alte, schlafende Gestalt. Tränlich strahlten sie mit Licht, mit Augen die leuchtendsten Kerzen der Weihnachtsfeier. Eine schmerzende Bitte aus tiefsten Mutterherzen zog sich vom Irrsitz hin in die Mitte der Zimmers herein. Und in diesem Silbergeriesel Hand das Bett des fiebernden Knaben. Gerta hob nieder und nahm das Kind in ihre Arme.

„Mein Junge, mein Liebling — sieh mich an — ich bin bei dir, deine Mami, dein Mutterl — kennst du mich? Höre mich!"

Weich und zärtlich flossen die Worte von ihren Lippen und flatterten gleich einer warmen, kühlen Welle über das Kind.

(Schluß folgt.)

Ein fünfeinhalbjähriger Gelehrter.

Eine in Bombay erscheinende Zeitung enthält eine Mitteilung über die seltsen entwickelten Geistesgaben eines fünfeinhalbjährigen indischen Knaben. Die Mitteilung des betreffenden Blattes gründet sich auf einen Bericht des Sekretärs der Theologischen Gesellschaft in Bombay. Darnach hat der Knabe, der von Geburt ein Birmaner ist, sich einer eingehenden Prüfung in der Pali-Sprache unterzogen und in seinen Antworten eine überraschende Kenntnis dieser Sprache und der in ihr erscheinenden Bücher erkennen lassen.

Ueber die erste Jugend dieses Phänomens wird mitgeteilt, daß der Knabe in Molmin (Birma) geboren wurde, bereits nach einem Jahre seine Eltern verlor und dann in ein Findelhaus kam, wo er schon sehr früh die schwierigen hindostanischen Schriftzeichen erlernte. Aufmerksam auf die besonderen Geistesgaben wurde er erst ein Priester. Als dieser während des Gottesdienstes ein längeres religiöses Gedicht sprach, war der Knabe imstande, es sofort ohne Fehler nachzusprechen. Der erstaunte Priester stellte weitere Examina mit dem Knaben an und fand, daß der Fünfeinhalbjährige in der Buddha-Religion eine ganz hervorragende Kenntnis hatte, die das Wissen von manchem Erwachsenen übertraf. Vor einem Konzilium höherer Priester und einer Versammlung von 3000 Personen wurden diese Examina nochmals, wiederholt, und der Knabe hat sie sehr gut bestanden. Wie aus der ganzen Darstellung der Priester hervorgeht, scheinen die indischen Priester in diesem jungen Menschenkinde ihren künftigen Messias zu erblicken.

Ein Klub der Reisenden.

Ein Klub der Reisenden besteht in London, der Travellers Club. Die erst Bedingung zur Aufnahme war früher, daß der Kandidat wenigstens eine bedeutende Reise gemacht haben mußte. Es meldeten sich aber darauf zu viel Mitglieder. Nunmehr wurde man strenger und beschloß: „Niemand kann Mitglied des Klubs werden, der nicht wenigstens 1,000 Meilen gereist ist." Dennoch ist dieser Klub der größte, denn er zählt zu seinen Mitgliedern Altertumsforscher aus allen Ländern, Kapitäne auf Halbfold, Raritätensammler und Touristen. Schließlich meldet sich aber eines Tages ein Mann, der gesundheitshalber jeden Tag zwei volle Stunden im Hydepark Londons auf und ab gegangen war, und da er in diesen zehn Jahren also 29,200 Meilen zurückgelegt hatte, wurde er aufgenommen, da, wie man weiß, die Engländer genau und streng an dem Buchstaben ihrer Gesetze festhalten. An demselben Tag jedoch wurde eine Generalversammlung der Mitglieder einberufen, die jene Grundbestimmung dahin änderte: „Niemand kann Mitglied des Klubs werden, der nicht wenigstens tausend Meilen außerhalb Englands gereist ist." Aber eines Tages kam ein neuer Kandidat und verlangte Aufnahme. Der hatte in Geschäften mehr als zwanzigmal die Fahrt von Dover nach Paris und umgekehrt gemacht, und, wenn er die Hin- und Rückreise rechnet, so hatte er die Grundbedingung der Aufnahme ebenfalls buchstäblich erfüllt. Der Kandidat wurde aufgenommen, aber jene Bestimmung durch den Zusatz ergänzt: „wobei jedoch der Rückweg nicht gerechnet werden darf".

— In Budapest sind auf dem Christophplatz, wo ein fünf Stock hohes Bankpalais gebaut wird, die diesem benachbarten Gebäude ihrer ganzen Länge nach vom Dachgiebel bis zum Parterre eingestürzt. Die Gefahr des Einsturzes war schon vormittags bemerkt worden; die Passage wurde infolgedessen abgesperrt. Am Nachmittag um vier Uhr erfolgte unter furchtbarem Getöse der Einsturz. Es ist festgestellt, daß dieser durch Fahrlässigkeit insofern verursacht wurde, als beim Abbruch eines benachbarten Hauses die Demolierung nicht, wie vorgeschrieben, partienweise, sondern im ganzen Umfang vorgenommen wurde. Infolge des Einsturzes stockte der ganze Geschäftsverkehr auf dem Platze stundenlang.

Was der Flieger denkt.

Interessantes Gespräch mit dem Brindejonc.

Ein interessantes Gespräch mit Brindejonc, dem glücklichen Vollbringer des Rundflugs durch Europa, wurde in einer Pariser Zeitung veröffentlicht.

Der Besucher fragte Brindejonc, was er während der langen Stunden in der Luft denke und ob er überhaupt daher denken könne. „Aber gewiß denke ich", antwortete der Held der Luft, „Nur muß man in Bewegung sein, daß das Fliegen dem Intellekt auf seinem Apparat Sinne oder wenigstens einen absolut neuen Sinn verleiht. Die Schnelligkeit, mit der wir fliegen, beschränkt allerdings unsere Kenntnis der Welt. Wir kommen mit ziemlich harten Unterbrechungen von einem Meere in den andern. Sie müssen wissen, daß es in der Atmosphäre wenigstens alle 50 Kilometer eine „Welle" gibt, und 50 Kilometer sind für den Flieger kaum 20 Minuten. Dann ist man in Nässe gehüllt, und die Welt erscheint in solchen Augenblicken nicht mehr in wechselnden Landschaften, sondern in Platzregen und Hagelschauern, in durchbrechenden Sonnenstrahlen, neuen Regengüssen und neuen aufblitzenden Sonnenflecken. Gott weiß, durch wieviel Regen ich zwischen Paris und Warschau geflogen bin! Und dann, ja, dann gibt es noch etwas vor einem, um einen, das Unbekannte... Der stets, in jeder Sekunde mögliche Unglücksfall, das Aussetzen, Explodieren des Motors, das Reißen eines Seiles. Und endlich..." Er zögert einen Moment und fährt dann fort: „Und endlich, stets, der Tod."

„Aber dieses ewige Bewußtsein, daß der Tod mit ihm fliegt, hat für den kühnen Jüngling keine Schrecken. Er ist seines Apparates sicher und er weiß, daß die klare Geistesgegenwart ihn nie verlassen wird. „Bei jedem Todessturz," erzählt er, „habe ich mich über die Ursachen des Unfalles genau unterrichtet; so bin ich dahin gekommen, daß ich den größten Teil aller Möglichkeiten eines Absturzes übersehe und voraussehe und ihnen mit Kaltblütigkeit begegne. Eines Tages, im vollen Fluge, explodiert mein Motor. Wenn ich den Kopf verloren hätte, wäre ich ohne jeden Zweifel tot gewesen. Ich war in eine große Flamme eingehüllt, Trümmer flogen rings um mich her. Ich tat, was man tun mußte: ich sperrte die Flüssigkeit ab und verhinderte so jede Brandgefahr. Dann ging ich im Gleitflug zur Erde nieder. Das ganze Geheimnis, sehen Sie, liegt nicht in irgendwelchem Heldentum, sondern in der steten Bewahrung der Geistesgegenwart. Diese Notwendigkeit, stets ruhig und geistesgegenwärtig zu sein, ist überhaupt im Leben sehr nützlich. Ich war nervös, wie jedermann; ich geriet öfters in Wut. Nun wohl, das Fliegen hat mich gelehrt, mich zu beherrschen. Jetzt, wenn ich wieder einmal die Selbstbeherrschung verlieren will, sage ich mir: „Wirst Du wohl ruhig bleiben!" Sie verstehen, ein ruhiger Mann ist immer stärker als einer in Wut. In dieser Hinsicht hat mir das Fliegen wirklich einen großen Dienst geleistet!"

Brindejonc lehnte es ab, für einen Helden erklärt zu werden. „Ich bin kein Held," meinte er, „ein Held, das ist der, der noch nichts Genaues von der Gefahr weiß, der er trotzen muß, und der ihr doch trotzt. Ich weiß, daß ich keine besondere Gefahr laufe. Ich fühle mich auf meinem Apparat in der Luft vollkommen sicher..." Bleriot dagegen nennt er einen Helden, denn als er über den Kanal flog, wußte er nicht, welchen Gefahren er entgegen ging. Die Triumphe, die dem Flieger überall bereitet wurden, haben ihn wohl ein wenig eitel gemacht. In seiner naiven Weise gestand er, welche Gefühle ihn nach den großen Empfangsfeierlichkeiten in Warschau beschlichen. „Am Abend, als alle die hohen Herren fort waren, als ich endlich allein war, da — lachte ich. Ich beschaute mich im Spiegel meines Zimmers und sagte zu mir: „Bin ich das?" Ja, ich muß es gestehen, ich war wenig stolz, und ich war sehr zufrieden, wenn ich der Ovationen gedachte. Und ich sagte zu mir: „Auf jeden Fall, da gibt's nichts zu sagen, ich bin kein grüner Junge mehr." Und indem er den Besucher offen ansah, schloß er sein Bekenntnis mit den Worten: „Nun, sagen Sie mir einmal offen, mache ich Ihnen den Eindruck eines Kindes oder eines Mannes?"

— Einen fürchterlichen Tod haben drei jugendliche Arbeiter im Alter von 14 bis 15 Jahren gefunden, die in einer Fabrik in Helsingfors (Finnland) mit der Reinigung eines Dampfkessels beschäftigt waren. Durch das Versehen eines Heizers wurde, während die Leute noch in dem Kessel arbeiteten, siedendheißes Wasser in den Kesselraum gelassen. Als man das Wasser abließ, fand man auf dem Boden des Kesselraumes völlig verbrüht die Leichen der drei Arbeiter.

Riesige Juwelendiebstähle.

Erstaunliche Geschicklichkeit von Schmuckdieben.

Der große Juwelendiebstahl auf der Strecke zwischen Paris und London erinnert bis in alle Einzelheiten an einen Juwelendiebstahl, der vor einigen Jahren die Königin von Siam betroffen hat. Sie hatte sich von einem der bekanntesten Londoner Juwelengeschäfte im Hatton-Garden, dem Zentrum des Juwelenhandels der Welt, eine große Auswahl von Perlen und Edelsteinen kommen lassen.

Die Wertsachen waren in einer besonders konstruierten Schachtel verpackt, die vorsichtig verbunden und versiegelt war. Als die Schachtel aber ankam, stellte es sich heraus, daß sie anstatt der Schmucksachen Papier enthielt. Auch in diesem Falle waren die Siegel intakt und die Bindfäden ganz genau nach dem Original knüpfen. Der Diebstahl wurde nie aufgeklärt. Nach einiger Zeit fiel gleiner Verdacht auf einen Juwelenmann in Singapore, der Schulden bei einem Buchmacher mit Edelsteinen bezahlt hatte; die wahrscheinlich von dem Diebstahl herrührten. Der Bramie wurde nach London gelockt und in dem Augenblick verhaftet, als er Briefe auf der Hauptpost für sich abhob. Ein bestimmtes Ergebnis oder gar eine Aufklärung über die Art und Weise des Diebstahls war aber nicht herauszubringen.

Juwelen und andere Wertsachen sind beim Posttransport stets den größten Gefahren ausgesetzt. Im letzten Jahr verschwand eine Wertsendung im Betrage von 50,000 Dollars, die von der Bank von England nach Alexandrien geschickt wurde, und die ebenfalls auf das sorgfältigste verpackt und versiegelt war, auf eine bis jetzt noch unerklärte Weise aus der Umhüllung. Auch in diesem Fall, der während der Reise ausnehmend überwacht war, waren die Siegel unberührt, d. h. durch hervorragende Nachahmung ersetzt. Derjenige Diebstahl, der in der Größe des Betrages dem jüngsten Fall am nächsten steht, wurde ebenfalls in einer Postanstalt verübt. Und zwar betraf er eine Sammlung von geschliffenen und ungeschliffenen Diamanten im Werte von über 150,000 Dollars, die in der Nacht vom 8. November 1881 durch einen tollkühnen Einbruch in das Postbureau von St. Martin-le-Grand entwendet worden sind. Die Diebe drangen damals in den von Postbeamten bewohnten Raum ein, ergriffen in der allgemeinen Bestürzung die Wertschachtel und machten sich durch das Fenster davon. Auch dieser Fall ist nie aufgeklärt worden. Das gleiche gilt von dem großem Diebstahl, der die Herzogin von Sutherland vor ungefähr 15 Jahren betroffen hat. Sie führte ihre Juwelen im Werte von 150,000 Dollars in einer Handtasche mit, die ihr auf der Strecke zwischen Dover und Folkestone aus einem vollbesetzten Eisenbahnabteil gestohlen worden ist. Sehr bekannt wurde auch der Juwelendiebstahl an der Gräfin Dudley im Jahre 1874. Sie fuhr mit ihrem Gemahl in einem offenen Wagen nach der Eisenbahnstation; in einem zweiten Wagen folgte ihr Gesinde und das Gepäck, unter dem sich auch die Juwelentasche mit Werten von ungefähr 125,000 Dollars befand.

Beim Aussteigen aus dem Wagen wurde die Juwelentasche rasch auf die Erde gestellt und war im nächsten Augenblick spurlos verschwunden. Der Fall wurde dadurch noch verwickelter, daß vierzehn Tage später dem russischen Gesandten Baron Bülow, der mit dem Grafen von Edinburg den Grafen Dudley besuchen wollte, auf der gleichen Station eine Handtasche, die viele wertvolle Juwelen enthielt, gestohlen wurde.

Kindersterblichkeit in England.

Dr. Arthur Newsholme, der oberste ärztliche Beamte des Local Government Board in London, veröffentlichte einen Bericht über die Kindersterblichkeit, worin er ausführte, daß diese in den letzten Jahren wesentlich abgenommen hätte. Der Bericht enthält Statistiken aus 212 englischen Städten und 29 Londoner Stadtteilen und umfaßt die Jahre 1906 bis 1912. In diesen sieben Jahren betrug die Zahl der Kinder in England und Wales, die im Alter von weniger als einem Jahre starben, 736,682, was einem durchschnittlichen jährlichen Prozentsatz von 115 auf tausend Geburten entspricht. Der Durchschnitt während der sieben Jahre 1899 bis 1905 betrug 144 per tausend; wäre er beibehalten worden, so würde die Anzahl der 1906 bis 1912 gestorbenen Kinder 922,454 betragen. Während der letzten sieben Jahre ist somit infolge verbesserter gesundheitlicher Beziehungen das Leben von 185,772 Kindern gerettet worden. Die Landesteile mit der größten Kindersterblichkeit waren Lancashire, Staffordshire, Durham, Glamorganshire, Nottinghamshire, West Riding of Yorkshire, Northumberland und Warwickshire. In diesen Grafschaften befinden sich einige der Hauptindustriebezirke Großbritanniens.

Unsere

Schnittmuster-Offerte.

9680

Ein äußerst attractives Negligee.

Schwarzblauer Tunika in einer hübschen Schattierung von Lavender auf weiß mit weißen Aufschlägen wurden für dieses Modell benutzt; es eignet sich indessen auch für Lawn, Percale, Crepe, Voile, Seide oder Flannel. Das Kleidungsstück ist sehr leicht herzustellen; es ist mit einem neu fassionierten Kragen versehen und hat Aermel in Glockenform. Das Muster ist in drei Größen geschnitten: klein, mittelmäßig und groß. Es nimmt 5½ Yds. 44zolliges Zeug für die mittelmäßige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Senden Sie 10c in Silber oder Stamps für unseren neuesten 1913—1914 Herbst und Winter Katalog, der über 400 Deftins von Damen-, Mädchen- und Kinder-Mustern enthält, ferner einen sachlichen und umfassenden Artikel über Kleidermachen, welcher an die Heim-Kleidermacherin wertvolle Winke erteilt.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....

Eine Universalschreibsprache.

Die Erfinder einer neuen Schreibsprache haben soeben das englische Unterrichtsministerium um die Ueberlassung eines Gebäudes gebeten, in dem sie ihr System öffentlich lehren könnten. Die neue Schreibsprache — von den Erfindern „Instantaneous Language" genannt, ist nicht, wie Esperanto oder Volaclük, eine neue Sprache, sondern nur eine geschickt zusammengefaßte Methode, alle 40—45,000 Buchstaben und Schriftzeichen der 3000 verschiedenartigen Sprachen und Idiome der Welt durch 43 Schriftzeichen wiederzugeben, und zwar beim Lesen, Schreiben, Drucken, Telegraphieren, Telephonieren und Schreibmaschineschreiben. Der Hauptwert der neuen „Sprache" scheint eine große Vereinfachung der Aussprache zu sein. So kann z. B. ein französisches Schriftstück, das 341 Buchstaben enthält, nach der neuen Schreibweise durch 270 Zeichen wiedergegeben werden. Die Erfinder haben ihr Gesuch mit einer Schrift eingeleitet, in der sie einige Musterbeispiele in Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch ausgeführt haben. Das englische Unterrichtsministerium hat vorläufig sein großes Interesse für das neue System ausgedrückt.

— Der Polizeibeamte Maurice in Paris, der vor einem Jahre beauftragt gewesen war, Nachforschungen nach der verschwundenen Nichte einer Rentnerin namens Roudier anzustellen, drang kürzlich in die Wohnung dieser Frau und suchte sie zu erwürgen. Es gelang der Ueberfallenen, sich freizumachen und Maurice festnehmen zu lassen. Maurice erklärte, daß er ursprünglich nur die Absicht gehabt habe, Frau Roudier um ein Darlehen zu bitten.